



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Unser Reichskanzler.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

als ihr thatsächlich in den politischen Kreisen Europas zuteil wird. Diejenigen Mächte wenigstens, welche eine weitere Schwächung der Türkei verhindern oder aufhalten wollen, müssen die Agitationen nicht außer Acht lassen oder unterschätzen, welche unter den Christen der asiatischen Provinzen Platz greifen. Seit fünf Jahren hat der Sultan in allen drei Weltteilen große Ländergebiete abtreten müssen. Auf der Balkanhalbinsel schreitet der Abbröckelungsprozeß langsam, aber stetig vorwärts; auch in Afrika ist die Herrschaft des Sultanats durch das Auftauchen der arabischen Nationalidee tief erschüttert. In Asien war der Bestandsstand der Monarchie bisher durch innere Zerfetzung nicht geschwächt. Jetzt tritt auch hier eine neue Gefahr auf. Wenn die türkischen Staatsmänner Verständnis dafür hätten, so würden sie dieselbe durch Befriedigung der Armenier leicht beseitigen und die Machtstellung der Pforte dort neu begründen können. Dauert die dilatorische Behandlung aber fort, so ist der Abfall Armeniens nur noch eine Frage der Zeit.



## Unser Reichskanzler.



in Buch, welches eine noch lebende Persönlichkeit zum Gegenstande hat, macht auf den Leser zunächst einen eigentümlichen, ich möchte sagen befremdenden Eindruck. Denn während sonst durch Lektüre die reine Betrachtung angeregt wird und eben das Objekt, welches der Schriftsteller behandelt hat, die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, entsteht hier unwillkürlich die Frage nach dem Zweck und nach der Wirkung des Buches. Wir haben zunächst wohl die Empfindung, es sei nicht sehr diskret, einem unsrer Mitmenschen, der noch dazu in der höchsten Stellung des Staates wirkt und schafft, gewissermaßen mit der Laterne ins Gesicht zu leuchten, ihm in die Karten zu gucken und alles, was sich in seinem öffentlichen und privaten Leben erforschen läßt, auf dem Markte auszuschreiben. Dazu gefällt sich dann wohl noch der Argwohn, es sei eine politische Demonstration oder ein diplomatischer Schachzuch mit der Veröffentlichung verbunden, und endlich fragen wir, wie sich der betreffende abkonterfeierte Herr zu dem Konterfei stellen möge, ob er zufrieden oder unzufrieden mit dem Bilde sei, und wie er zu dem Schriftsteller stehe, der dies Bild verfertigt. Alle solche Erwägungen haben naturgemäß, mit noch andern Gedanken und Vermutungen verbunden, schon bei der Herausgabe des Buches „Graf Bismarck und seine Leute“ in der Presse wie im Privatverkehr vielen Tadel und viele Verdächtigungen auf das Haupt des Bio-

graphen Moritz Busch gehäuft, welcher soeben mit einem Buche über dasselbe Thema, aber unter dem Titel Unser Reichskanzler (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1884) hervorgetreten ist.

Der unparteiische Leser möchte sich indessen wohl bald bei dem Gedanken beruhigen, daß das Genie sich in einer Ausnahmestellung befindet, indem es, vom Ruhme, der doch nur wenigen zu teil wird, hinausgehoben über den Kreis der gewöhnlichen Sterblichen, dazu bestimmt ist, gesehen zu werden, und auch die Kraft hat, sich selbst über eine falsche oder gar feindliche Beurteilung verachtungsvoll so leicht hinwegzusetzen, wie die Götter im Liebe der Parzen von Bergen zu Bergen hinüberschreiten. Der wohlwollende Leser aber wird dem Biographen vollen Glauben schenken, der nicht allein mit Worten, sondern mehr noch durch das zwischen den Zeilen atmende Gefühl versichert, er halte es für seine Pflicht, das Seinige zu dem Bilde beizutragen, welches die Geschichte dereinst von dem großen Kanzler entwerfen werde. Die Bücher von Moritz Busch sind voller Pietät, und man könnte sagen: dieser Schriftsteller bringt sich selbst zum Opfer für sein Ideal. Mehr kann man aber von keinem Menschen verlangen.

Höchst anspruchslos heißt es in dem Titel: Studien zu einem Charakterbilde, und bescheiden sagt der Verfasser in der Vorrede, er sei zu wenig Künstler, um das Charakterbild selbst zu entwerfen, er biete daher nur Skizzen, Beiträge. Sehen wir uns in diesen Beiträgen um, damit wir deutlicher erkennen, um was es sich handelt.

Der Verfasser hat sein Buch in zwölf Kapitel geteilt. Der erste Band hat deren fünf, und zwar: 1. Das politische Glaubensbekenntnis und der staatsmännische Sittenkodex des Kanzlers, 2. Sein Verhältnis zu den göttlichen Dingen, 3. Die Junkerlegende, 4. Diplomatische Indiskretionen, und 5. Bismarck und Oesterreich. Der zweite Band hat sieben Kapitel: 1. Bismarck und die Franzosen, 2. Der Reichskanzler und Rußland, 3. Bismarcks Stellung zu den Ansprüchen der Polen, 4. Bismarck und die Presse, 5. Der Kanzler als Staatssozialist, 6. Bismarck als Redner und der Humorist in ihm, und 7. Der Fürst als Privatmann.

Hören wir einige der bemerkenswertesten Stellen aus diesen Kapiteln, welche den Reichskanzler in so verschiedenartigen Eigenschaften vorführen. Im ersten Kapitel (Seite 90 ff.) heißt es:

Wir kommen nun zu den Hauptmaximen des staatsmännischen Sittenkodex unsers Reichskanzlers, von denen sich einige schon in den bisher zitierten Äußerungen desselben spiegelten. Staatsmännisch, politisch denken und handeln, heißt zweckbewußt, dem geschichtlichen Leben und der Natur der Dinge entsprechend, also sachgemäß, weitschauend und billig denken und handeln, nur das Notwendige wollen und nur das Erreichbare erstreben, das Gute nicht verschmähen, weil das Beste noch nicht zu gewinnen ist. Das gilt von den äußern nicht minder wie von den innern Angelegenheiten. Die Politik kennt keine Gefühle, oder richtiger, sie hat

selbst keine, weiß aber die von andern für ihre Zwecke zu benutzen, noch weniger giebt sie Leidenschaften Raum. Sie richtet sich ein, bequemt sich den Umständen an, verfährt nach dem Schillerschen Worte:

Gradaus geht des Blühes,  
Geht des Kanonenballes fürchterlicher Pfad.  
— — Die StraÙe, die der Mensch befährt,  
Worauf der Segen wandelt, diese folgt  
Der FlüÙe Lauf, der Thäler freien Krümmen.

Der Staatsmann weiß von keiner Rache. Er führt Krieg, nur um den Frieden zu sichern, er vermeidet ihn, solange es ohne Schaden möglich, er beschleunigt ihn, sobald er unvermeidlich geworden ist, da rechtzeitige Offensive die beste Defensiv ist. Unser Reichskanzler ist immer in erster Linie durch sein undefinirbares Genie, durch seinen politischen Instinkt in der Auffindung von Mitteln und Maßregeln angefaßt neuer historischer Situationen ein Staatsmann höchsten Ranges, in zweiter Reihe aber dadurch, daß er die obigen Regeln staatsmännischer Kunst sich allezeit zur Richtschnur dienen läßt. Er riet 1866, von den eroberten Landstrichen nur Hannover, Hessen und Nassau mit Frankfurt zu behalten, weil dadurch eine Kluft zwischen der östlichen und westlichen Hälfte Preußens ausgefüllt wurde und die Bevölkerung der preußischen im großen und ganzen homogen war. Er schonte Österreich, um sich die Möglichkeit einer einstigen Verständigung nicht durch Erweckung von bleibender Ränküne abzuschneiden; er beschleunigte den Friedensschluß nach Möglichkeit, um der Beteiligung Frankreichs bei Fortsetzung des Krieges vorzubeugen, da eine geringe französische Streitmacht ausgereicht hätte, um die inzwischen numerisch sehr stark gewordenen süddeutschen Truppen einig und unternehmend zu machen; er schonte im Frieden die besiegten süddeutschen Gegner und gewann dafür wertvolle Bündnisse für die Zukunft. Er nahm das Elsaß und einen Teil Lothringens nicht, weil sie einmal deutsch gewesen waren — „das ist Professorenidee,“ sagte er zu uns während des Krieges mit Frankreich —, sondern weil die dominirende Stellung von Straßburg und der einspringende Winkel von Weißenburg Süddeutschland vom Norden militärisch abschnitt und plötzlichen Überfällen aussetzte. Er ließ diese Lande nicht zur preußischen Provinz machen, wie mancher wohlmeinende Patriot wünschte, sondern bewirkte, daß sie Reichsland wurden, weil durch das gemeinsame Eigentum des Südens und des Nordens Deutschlands an dieser Eroberung ein gemeinsames Interesse und ein starkes Bindemittel zwischen den Staaten nördlich und denen südlich vom Main geschaffen wurde. Bei jeder Verhandlung über diese und später auftauchende Fragen bekundete er die Selbstbeherrschung, die Vorsicht, den Weitblick des echten Staatsmannes und den mit diesen Eigenschaften verwandten billigen Sinn, bei keiner ließ er sich durch Gefühle von den Entschlüssen, die ihm sach- und zweckmäßig erschienen, ablenken.

Für diese Sätze finden sich Belege in mündlichen Äußerungen des Kanzlers, welche in dem weitern Verlaufe des Kapitels folgen. Doch wir gehen zu einem andern Abschnitt über, nachdem wir zuvor nur noch den Schlußsatz des ersten Kapitels angeführt haben, welcher lautet:

Man hat dem Kanzler einmal vorgeworfen, er meine, daß Gewalt vor Recht gehe, und er habe dies rund heraus öffentlich erklärt. Er hat dies geleugnet,

aber das Echo wiederholt den Vorwurf unbelehrbar noch heute. Er hat die Sentenz in der That nicht gebraucht, aber wie, wenn dies geschehen wäre? Wäre sie denn so falsch? Ist Gewalt, Durchbruch durch veraltete oder gleich naturwidrig geschaffene Rechte nicht oft notwendig, nicht oft viel wohlthätiger als das Recht, und wer bestimmt in gewissen Fällen, was Recht ist? Der eine urteilt darüber so, der andre anders, beide urteilen nach ihren Vorstellungen, ihren Verhältnissen, ihren Interessen, und eine Instanz über ihnen, die das nicht thäte, giebt es nicht.

Jener andre Abschnitt ist das Kapitel „Bismarck und Oesterreich,“ und die nun folgende Stelle beleuchtet ebenso sehr die allgemeinen staatsmännischen Maximen wie die besondrer Politik des Kanzlers Oesterreich gegenüber. Es heißt auf Seite 421 ff.:

In Wien war von solcher Verständigung [es handelt sich um die Verhandlungen vor dem Kriege 1866] nicht die Rede, und die Möglichkeit eines Krieges, für den sich Bismarck inzwischen an Italien einen Bundesgenossen gewonnen hatte, wurde von Woche zu Woche mehr zur Wahrscheinlichkeit. Die Liberalen in Preußen und im übrigen Deutschland thaten dagegen, was sich mit hochtrabenden Erklärungen und Verwahrungen thun ließ, verdamnten den drohenden Krieg als einen nur dynastischen Zwecken dienenden, drohten mit dem Fluche der Nation und der Strafe des Landesverrats und gefielen sich in ähnlichen pathetischen Pöffen. Wichtiger war, daß es in Berlin einen zu Oesterreich hinneigenden und mit ihm liebäugelnden Minister gab, und noch wichtiger, daß am Hofe an hoher Stelle auf den König gewirkt wurde, und daß fürstliche Verwandte außerhalb Preußens in ähnlicher Weise thätig waren. Von größter Bedeutung aber war, daß der Monarch nach eigenem Gefühle sich lange Zeit nicht entschließen konnte, definitiv mit Oesterreich zu brechen und sich mit einer Macht wie Italien zu verbünden, und daß seine Bedenken erst schwanden und einem Entschlusse Raum gaben, als Bismarck ihn mit bündigen Beweisen überzeugte, daß er den Degen ziehen müsse, wenn neben dem Interesse Preußens nicht auch dessen Ehre Schaden leiden sollte. So erfolgte die Mobilmachung der Armee, erst eines Theils derselben, dann aller Korps. Bismarck hegte Vertrauen auf den Ausgang des Kampfes, und wenn derselbe ihm trotzdem als ein Wagnis erscheinen mußte, bei dem für Preußen und Deutschland die höchsten Güter auf dem Spiele standen, so gebot ihm der Gewinn, der für beide mit einem Siege der preussischen Fahnen verbunden war, entschlossenes Vorwärtsschreiten auf dem betretenen Wege. Vorher aber machte er noch einen Versuch, sich mit Oesterreich zu verständigen und zwar auf völlig neuer Basis. Eine Anspielung darauf findet sich in seiner Zirkulardepeche vom 4. Juni 1866, wo es heißt: „Auslassungen einflussreicher österreichischer Staatsmänner und Ratgeber des Kaisers sind dem Könige aus einer authentischen Quelle mitgeteilt worden, welche keinen Zweifel lassen, daß die kaiserlichen Minister Krieg um jeden Preis wünschen, teils in der Hoffnung auf Erfolg im Felde, teils um über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen — ja selbst mit der ausgesprochenen Absicht, den österreichischen Finanzen durch preussische Kontributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott Hilfe zu verschaffen.“ Später, 1869, teilte er dem sächsischen Minister von Friesen in einer Unterredung näheres darüber mit. Noch Genaueres bin ich in der Lage zu berichten, beiläufig nach einem Gespräche, das ich am 28. Januar 1883 hatte. Mein Gewährsmann erzählte: [Das nun folgende ist „aus der denkbar besten Quelle“ geschöpft und „in allen seinen Teilen durchweg

historisch," wie verschiedenen Aufsetzungen gegenüber vom Verfasser erklärt und von dem Organe des Reichskanzlers, der Nordd. Allgem. Zeitung, bestätigt worden ist.] „Kurz bevor die ersten Schüsse fielen [es muß nach dem Obigen etwa vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges gewesen sein], schickte Bismarck einen Sachsen, den damals in Berlin lebenden Bruder des österreichischen Generals von Gablenz, nach Wien zum Kaiser mit Vorschlägen zum Frieden auf Grund des Dualismus und gemeinschaftlicher Wendung gegen Frankreich. Er ließ ihm vorstellen, wir hätten 6- bis 700 000 Mann auf den Beinen, sie auch eine Menge Leute. Da sollten wir uns lieber vertragen und eine Schwenkung, eine große Frontveränderung vornehmen, nach Westen, beide zusammen, wir im Norden, sie im Süden, gegen Frankreich, und das Elsaß wiedernehmen, Straßburg zur Bundesfestung machen. Frankreich wäre jetzt schwach gegen uns. Es würde kein gerechter Grund zum Kriege mit den Franzosen vorhanden sein, aber wir könnten uns damit entschuldigen, vor uns, daß es auch kein gerechtes Verfahren gewesen sei, als Frankreich uns das Elsaß und mitten im Frieden Straßburg genommen habe. Wenn wir den Deutschen die Morgengabe brächten, so würden sie sich unsern Dualismus gefallen lassen. Der Dualismus ist uralt in Deutschland, Fingävoenen und Fstävonen, Welfen und Ghibellinen, Hochdeutsche und Plattdeutsche. Nun denn, Gablenz kam mit seinem Auftrage vor den Kaiser, welcher der Sache nicht ungeneigt schien, aber erst den Minister des Auswärtigen hören zu müssen erklärte, Mensdorff. Der war nicht für solche Gedanken geschaffen, aber der Sache auch nicht gerade entgegen; er meinte, er müsse mit den andern Ministern reden. Die waren aber für den Krieg gegen uns. Der Finanzminister sagte — er dachte, sie würden uns schlagen —, erst mußte er fünfshundert Millionen Kriegskontribution haben von uns oder eine gute Gelegenheit, den Staatsbankerott zu erklären. Der Kriegsminister war mit Bismarcks Gedanken eigentlich nicht unzufrieden; erst mußte aber gerauft werden, meinte er, dann könnten wir uns miteinander vertragen und zusammen gegen die Franzosen losgehen. So kam denn Gablenz unverrichteter Sache zurück, und einige Tage nachher reisten der König und sein Minister auf den böhmischen Kriegsschauplatz ab. Es war schade, die alte Einheit oder vielmehr Uneinigkeit, der Frankfurter Bund wäre aufgelöst worden, aber es wäre nach außen hin keine Zerreißung gewesen. Der Nordbund und der Südbund sollten gegen das Ausland in ein enges Bündnis treten mit gegenseitiger Garantie ihres Besitzes an Gebiet.

Ganz besonders interessant erscheint dann noch eine Stelle im zweiten Bande (S. 53), wo es heißt:

1870 war dieses Bedenken gehoben, Deutschland hinreichend gerüstet, und andererseits hatte sich der Kanzler überzeugt, daß die konstitutionelle Aera in Frankreich den Krieg nicht verhindern, ja nicht einmal lange mehr verzögern würde. Die Arkadier wünschten ihn, die Ultramontanen, die Kaiserin an der Spitze, betrieben ihn mit Eifer. Frankreich wurde zusehends militärisch stärker, es bereitete Bündnisse vor. War im Verzuge bisher Hoffnung gewesen, so war jetzt Gefahr darin, und daraus ergab sich für den Staatsmann die Pflicht, die Politik des Aufhaltens der Entscheidung mit einer Politik der Beschleunigung des absolut Unvermeidlichen zu vertauschen. Es mußte im Interesse Deutschlands und nicht minder im Interesse Europas ein Weg gefunden werden, die noch nicht vollständig kampfbereiten Franzosen so zu fassen, daß sie aus ihrer Reserve heraustraten, es war

hohe Zeit dazu, einem Überfall von seiten derselben zu begegnen und die von ihrer Mißgunst und Begehrlichkeit drohende Gefahr für den Nachbar im Osten, womöglich für immer, zu beseitigen. Ihre Reizbarkeit bot in erster Linie das Mittel dazu, ihr überstarkes Selbstgefühl, ihre geringe Kenntnis des Gegners und ihre daraus resultierende Zuversichtlichkeit halfen weiter.

Man darf hier wohl zwischen den Zeilen lesen.

Ich kann nicht leugnen, daß mich bei solchen Stellen von Buschs Buche ein eigentümliches Gefühl überkam, welches ich oft bei Lektüre von historischen und andern mit der hohen Politik beschäftigten Schriften gehabt habe: nämlich eine Art von Frömmigkeit, die sich mit der Bewunderung vor dem großen Mann der Geschichte vermischt. Denn, sagte ich mir, wie dankbar mußt du gegen Gott sein, daß du von ihm gerade in ein Land gesetzt worden bist, das auf der siegreichen Seite ist, und wie gnädig wird es von Gott sein, wenn er dich auch ferner auf der Seite des Stärkeren wohnen läßt. Verhält es sich doch offenbar mit den politischen Ereignissen gerade so wie mit den Elementen. Hier ist ein Gewitter, dort ein Erdbeben, hier eine Überschwemmung, dort ein feuerspeiender Berg, und in der Politik ist „von dem Rechte, das mit uns geboren wird,“ ebensowenig die Rede wie in der Natur. So sagt auch Bismarck (Bd 1, S. 114): „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt.“ Deshalb kommt mir auch, was manche Historiker von einer Entwicklung der Kultur und vom Einfluß des Christentums auf die europäischen Nationen reden, zwar wohlgemeint, aber nicht recht überlegt vor. Denn was soll man daraus schließen, wenn der hervorragendste Staatsmann selbst in der christlichen Kirche, die doch die Verkörperung des vom Christentum durchwebten und durchwehten Kulturfortgangs darstellt, keine andern Grundsätze des Staatsgedankens findet, als sie schon zur Heidenzeit gültig waren? „Auch privatim — heißt es Bd. 1, S. 139 — sprach Bismarck sich wiederholt und noch im November 1883 dahin aus, daß im Kampfe zwischen Königtum und Priestertum viel mehr ein Streit um weltliche Macht vorliege als ein Streit um Dogmen, und daß er in der römischen Kurie mehr eine politische als eine christliche Institution erblicke, in dem Streite zwischen Königtum und Priestertum aber das letztere nicht bloß heute und in Rom, sondern schon zur Zeit von Agamemnon und Kalchas, in derjenigen der ägyptischen Priester unter den Pharaonen und in derjenigen der Priesterkaste der alten Perser, kurz im Heidentume wie im Christentume seine wirksamste Waffe in dem Glauben besessen habe, daß der Priester den Willen Gottes besser kenne als der Laie, und also auch der König.“

Aber noch eine andre Betrachtung drängte sich mir bei Lektüre dieses Buches auf. Immer habe ich Geschichtsbücher mit einem instinktiven Mißtrauen gelesen und mir auch bei den Werken unsrer hervorragendsten Historiker, eines Grenzboten I. 1884.

Macaulay, Ranke u. a. gesagt, es sei zwar möglich, daß hier ein Teil der Wahrheit geboten werde, aber durchaus gewiß sei es nicht. Buschs Buch mit seinen dem Fürsten abgelauschten Ansichten über den Wert der Staatsarchive befestigt in mir die Befürchtung, daß neunzig Prozent der sogenannten Weltgeschichte nichts als Vermutung der Geschichtschreiber seien, und daß ein verständiger Mann vielleicht besser thue, die Werke der Dichter als die Geschichtsbücher zu lesen. Denn in jenen findet er doch wenigstens die belehrende Darstellung allgemein menschlicher Eigenschaften und Beziehungen — was aber findet er in diesen? Die besten und sichersten Quellen des Historikers sind die aktenmäßigen Berichte der Gesandten und Minister und die Aufzeichnungen derjenigen Personen, welche einflußreichen politischen Persönlichkeiten sehr nahe standen. Wie verhält es sich aber mit diesen hochgestellten Leuten? Busch sagt (Bd. 2, S. 433): „Ich könnte nach eigener Beobachtung und aus sicherster Quelle Duzende von Belegen beibringen, wenn ich sage: nirgends unter der Sonne vielleicht giebt es mehr Gleisner, Ränkespinner und Lügenschmiede, nirgends zwischen den beiden Polen der Erdbachse mehr Eitelkeit, Verstellung und Tücke, Scheinwesen und Strebertum als in der Sphäre der diplomatischen Welt und auf dem Parkett, darauf das höhere Hofgesinde sich bewegt.“ Über die Bundestagsgesandten, die doch in ihrer Art gerade so vernünftige und einsichtsvolle Männer waren, wie überhaupt Minister und Gesandte zu sein pflegen, schreibt Bismarck im Mai 1851 (Bd. 1, S. 255): „Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen, aber eine solche nüchterne, einfältige Wasser-suppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen K. oder Herrn von Pary aus dem Schauffeehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn ers nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie steckt.“ (Bd. 1, S. 256:) „Die Ruhe und Leichtigkeit, mit welcher er [Brokesch] falsche Thatsachen aufstellt und wahre bestreitet, übertrifft meine in dieser Beziehung ziemlich hochgespannten Erwartungen und findet ihre Ergänzung in einem überraschenden Grade von Kaltblütigkeit im Fallenlassen eines Gegenstandes oder Veränderung der Front, sobald das Falsum, von dem er ausgeht, unausweichbar zur Anerkennung gebracht wird.“ Von demselben Herrn später (Bd. 1, S. 260): „Die Wahrheit war ihm ganz gleichgiltig. Ich entfinne mich, einmal, in einer großen Gesellschaft, wurde von einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ichs hören sollte, mit erhobener Stimme: Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlich-königlichen Regierung gelogen! Dabei

sah er mich an. Ich sah ihn wiederum an und sagte gelassen: „Allerdings, Excellenz.“ Aber vielleicht ist Prokesech eine Abnormität? Hören wir Bismarck über preussische Diplomaten. S. 278 des ersten Bandes heißt es vom Grafen Goltz: „Geschick, ja in gewissem Sinne, ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seinen Auffassungen von Personen und Verhältnissen, heute für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen andern, mitunter fürs Gegenteil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hofe er beglaubigt war, erst in Amalien von Griechenland, dann in Eugenien.“ Von Arnim auf der folgenden Seite: „Aber der — heute so, morgen so. Wenn ich in Warzin war und die Berichte zusammenlas, da hatte er seine Meinung über die Leute doch jede Woche ein paarmal total gewechselt, je nachdem sie ihn freundlich angesehen hatten oder nicht. Ja, er hatte eigentlich mit jeder Post, manchmal mit einer und derselben Post, andre Ansichten.“ Von Graf Bernstorff heißt es (S. 280): „Dahin habe ichs doch noch nicht gebracht, mit behäbiger Breite Seiten und Bogen über die unbedeutendsten Dinge vollzuschreiben wie der.“ Was über Bunsen, über Savigny und viele andre Männer von Ansehen, Ruf und hoher Stellung im Staate mitgeteilt wird, möge der Leser selber in dem Buche nachsehen.

Sicher ist, daß die Gestalt Bismarcks, als eines Mannes, wie er im Laufe vieler Jahrhunderte nur einmal geboren wird, aus allen Kleinlichkeiten, Mäkten, Mißgriffen, Frevelthaten und Unglücksfällen der Politik nur umso reiner und höher emporragt. Sein Blick ist immer auf das Wirkliche und auf das Tatsächliche gerichtet, und sein Streben enthält immer wahre Handlung und ist, im Gegensatz zu der Spielerei, dem Prunken und dem egoistischen Klügeln andrer ein solches, das wahrhafte Notwendigkeit in sich trägt, gleich dem Walten eines Naturgesetzes. S. 219 und 220 des ersten Bandes heißt es:

Der Reichskanzler ist als Junker geboren und hat eine Zeit lang als solcher gelebt und teilweise die Ansichten seiner Standesgenossen vertreten. . . . Wenn man statt Junker Soldat sagen, wenn man statt über das Junkertum Bismarcks über seinen „Militarismus“ klagen wollte, so hätte das eher Sinn, wenn auch darin keine Berechtigung zum Tadeln läge. Das, was man als Militarismus bezeichnet, ist im letzten Grunde die preussische Zucht, die Disziplin, kraft deren alle staatlichen Kräfte, alle Glieder des Regierungsorganismus in seinen verschiedenen Abteilungen auf ein einziges Ziel hinarbeiten, das System, wo allen von unten hinauf bis zur obersten Stufe mit Einschluß des Souveräns Gehorsam, Unterordnung seiner Neigungen und Meinungen unter das Nächsthöhere, zuhöchst unter das Staatsinteresse die erste Tugend ist. Alles klappt bei diesem System, alles greift in einander, alles geht ohne Aufenthalt von statten, wie in der Armee, die nur der deutlichste Ausdruck des Geistes, von welchem alle Einrichtungen und Angehörigen des Staates durchdrungen sind, und die Haupt- und Zentralschule ist, welche diesen Geist der Bevölkerung mitteilt. Ein solches System, von dem Bismarck selbst einmal geäußert hat: „Ich habe den Ehrgeiz, persönlich einmal das Lob zu verdienen, welches die Geschichte der preussischen Disziplin erteilt hat,“ verträgt

sich sehr wohl mit einem reichlichen Maße politischer Freiheit. . . . Bismarck verkörpert das Ideal des preußischen Offiziers, des preußischen Beamten, nicht das Ideal des preußischen Junkers, das ist die Moral unsrer Betrachtung.

An einer andern Stelle spricht Busch davon, daß es die Pflicht, daß es Kant's kategorischer Imperativ sei, der im Kanzler gleichsam verkörpert erscheine. Ich möchte meine Meinung dahin aussprechen, daß wohl noch mehr und höheres im Kanzler zu finden sei. Ich denke, er würde ein ebenso großer Franzose oder Engländer, oder Grieche oder Römer wie Preuße geworden sein, denn er ist durch das groß, was ganz allgemein menschlich groß ist. Das Genie trägt die Souveränität selbst in sich und handelt leicht, frei und stark aus der Machtvollkommenheit der eignen überragenden Persönlichkeit heraus.

Ich komme nun auf einen eigentümlichen und für die Beurteilung des Kanzlers höchst wichtigen Punkt, auf etwas, das vielleicht von manchem Leser als eine Schwäche an dem gewaltigen Manne aufgefaßt werden könnte, manchen andern aber, zu denen auch ich mich zähle, wohl ebenfalls als ein Beweis seiner Genialität erscheint. Busch schreibt (Bd. 1, S. 115 ff.):

Der Kanzler hat sich mit unvergänglichem Ruhme bedeckt und seinem Volke im Kreise der Nationen eine Stellung errungen, die alles überragt, was ihm in frühern Jahrhunderten geboten war. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Thaten und Schöpfungen zurückblicken, wie Gott Vater am siebenten Tage auf die von ihm erschaffene Welt. „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Aber das Gegenteil scheint der Fall zu sein: noch jetzt giebt es bei ihm trübe Augenblicke, Stimmungen voll Mißmut und Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksale, die förmlich betroffen machen. . . . Es war in Warzin, und er saß, wie das seine Gewohnheit nach dem Essen, in der Abenddämmerung am Kaminofen im großen Hinterzimmer, wo Rauchs franzwerfende Viktoria steht. Nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingesehen und von Zeit zu Zeit das Feuer mit einigen Kienäpfeln genährt hatte, begann er zu klagen, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe niemand damit glücklich gemacht, sagte er, sich selbst nicht, seine Familie nicht, und auch andre nicht. Einige von der Gesellschaft wollten das nicht gelten lassen und erwiederten, eine ganze große Nation. Er aber fuhr fort: „Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Mann nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. . . . Das habe ich indes mit Gott abzumachen. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe,“ was er dann noch weiter ausführte. . . . Gewiß ist nur, daß er sich in den letzten Jahren wiederholt in beinahe denselben Worten und Wendungen ausgesprochen hat und niemals durch Einrede zu beschwichtigen gewesen ist.

Busch meint, daß körperliche Zustände, Überreiztheit durch Denken und Sorgen, ein unbewußter Durchbruch seines christlichen Empfindens derartige Äußerungen veranlasse. Aber diese Erklärung genügt mir nicht. Um zu verstehen, wie es möglich ist, daß ein so gewaltiger Charakter, ein Mann, der

gleichsam die verkörperte Thatkraft ist, sich Stimmungen hingeben kann, die an den Weltschmerz der elegischen Seele gemahnen, müssen wir von einer andern Stelle aus in die Tiefe seines Geistes hinabzusteigen versuchen. Wir müssen den Fürsten, welcher Fürst nicht nur dem Titel nach, sondern als Mensch unter seines gleichen ist, in dem Punkte beobachten, welcher der wichtigste, weil allgemein menschliche ist, nämlich hinsichtlich seiner Anschauung der eignen Natur und des Verhältnisses derselben zur Gottheit. Wie steht es bei dem Fürsten um das „Erkenne dich selbst“? Hier scheint mir das rechte Mittel zum Verständnis seiner Persönlichkeit gegeben zu sein.

Aus den Mittheilungen, welche uns über die religiöse Anschauung des Reichskanzlers gemacht werden, erhellt, daß er nicht zu den Männern gerechnet werden kann, welche gleich einem heiligen Bernhard oder heiligen Borromeo den Schwerpunkt ihres Lebens und Wirkens in das Gebet verlegen und daß er auch nicht eigentlich einer bestimmten Konfession zugezählt werden kann. Aber der Fürst gehört auch nicht zu den Männern, welche gleich einem Friedrich dem Großen oder Napoleon der Ansicht sind, daß Gott den Sieg immer demjenigen Heere verleihe, welches die stärksten Bataillone in den Kampf führt. Er hat selbst gesagt (Bd. 1, S. 130): „Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler garnicht erlebt haben.“ Er gebraucht die Heilmittel der Kirche, wie z. B. das heilige Abendmahl, und sicherlich, bei der Größe seines Charakters, nicht nur zum Schein und in Rücksicht auf seine Umgebung, sondern in der aufrichtigen Überzeugung, damit seiner Seele zu nützen.

Durchaus in logischem Zusammenhang mit dieser Behandlung seiner Seele steht die Behandlung seines Körpers. Der Fürst gehört weder zu den Männern, welche ihren Leib dem Leibarzt oder Hausarzt übergeben, damit dieser für seine Wohlfahrt Sorge, noch auch gehört er zu denen, welche überhaupt keinen Arzt nehmen und selbst die Wächter ihrer Gesundheit sind. Er steht der medizinischen Wissenschaft etwa ebenso gegenüber wie der theologischen, das heißt, er glaubt, es könnte möglicherweise doch wohl Heilmittel gegen die Krankheiten geben, aber er bindet sich nicht an eine bestimmte Schule. Es wird berichtet, daß der Fürst mit freiem Schritt aus der allopathischen in die homöopathische Richtung und dann wieder zu Spezialkuren übergeht.

Nun ist es aber eine bemerkenswerte Thatsache, daß gerade diejenigen Männer, welche wir als unerbittliche Denker zu bezeichnen pflegen, in diesen Punkten eine große Schärfe und Klarheit der Auffassung gezeigt haben. Diese haben mit der Erforschung der eignen Natur, sowohl des Leibes als der Seele, angefangen, eine solche Erkenntnis für das wichtigste gehalten und die Beschäftigung mit allen andern Dingen, namentlich der Politik, erst auf das Studium des ihnen zunächst liegenden folgen lassen. Denn am nächsten liegt jedem Menschen offenbar die eigne Beschaffenheit, und ernste Denker haben wohl darauf hingewiesen, daß erst aus der Selbst-

erkenntnis heraus die Erkenntnis der umgebenden Welt zu erwachsen habe. Denn die Gesetze, mittelst welcher die Völker regiert werden — so sagen sie —, werden der Moral und Naturphilosophie gleichsam aus dem innersten Leibe herausgeschält, diese aber erblühen aus der Kenntnis der menschlichen Natur. Jene unerbittlichen und ernstesten Denker nun sind immer der Überzeugung gewesen, daß die theologische Wissenschaft zwar insofern Wert habe, als sie aufzeichne und mitteile, was die frömmsten Geister über Gott und dessen Verhältnis zum Menschen geäußert, daß sie aber keine Heilmittel der Seele zu verordnen habe, sondern daß hinsichtlich der Seelenbeschaffenheit jeder Mensch seinem Gott unmittelbar gegenüberstehe. Und so haben sie auch der medizinischen Wissenschaft zwar den Wert zugestanden, daß sie die Ansichten der berühmtesten Ärzte über die Beschaffenheit des Körpers und seine Krankheiten mitteilen könne, aber sie haben ihr nicht die Fähigkeit beigemessen, Heilmittel verordnen zu können, sondern erkannt, daß hinsichtlich der Beschaffenheit seines Körpers jeder Mensch unmittelbar mit der Natur zu verkehren habe.

Wenn wir nun sehen, daß der Fürst in diesen fundamentalen Stücken der Selbsterkenntnis noch nicht zu den unerbittlichen Denkern gehört, sondern zum Glauben neigt, so finden wir darin auch die Erklärung, warum er noch zu Zeiten an der segensreichen Wirkung seiner eignen eminenten Leistungen zweifelt. Diese Zweifel und Bedenken sind darin begründet, daß im Haupte des Fürsten noch keine völlige Klarheit über seine eigne Natur und deren Wirkungskreis herrscht. Wäre er bereits vollständig von der wahren Bedeutung eines Helden der That und von der weltgeschichtlichen Bedeutung der eigenen Persönlichkeit durchdrungen und überzeugt, so würden ihm derartige Stimmungen wohl nicht kommen. Er würde sich alsdann sagen, daß er ein mächtiges Werkzeug in der Hand des Gottes sei, der die Geschichte der Völker leitet, daß er sich aber über die Folgen seiner Handlungen deshalb nicht zu grämen brauche, weil überhaupt kein Mensch wissen und sagen kann, welcher Art die Folgen so großer politischer Eingriffe sein werden. Denn diese Folgen sind nicht heute oder morgen, auch nicht in hundert oder tausend Jahren abgeschlossen, sondern sie sind unendlich. Aus eben diesem Grunde aber, nämlich der Unabsehbarkeit der Folgen wegen, wird der Held des Gedankens sich nicht mit Politik befassen, wenn er es irgend vermeiden kann. Er wird schwer den Mut finden, das Leben seiner Mitmenschen aufs Spiel zu setzen wegen einer Unternehmung, über deren unendlichen Verlauf er keine Kenntnis besitzt. Denn gesetzt auch, es wäre jemand so scharfsichtig, den Verlauf eines Krieges vorher beurteilen zu können, so würden ihm doch Bedenken kommen, ob für sein Volk der Sieg oder die Niederlage heilsamer wäre. Er würde sich sagen, daß für den Menschen nichts so schwer zu ertragen sei, als eine Reihe von guten Tagen, und daß ein siegreiches, mächtiges und reiches Volk unfehlbar übermütig werden und vielen Lastern nachgehen werde. Auf der andern Seite aber würde er die traurigen Folgen einer Nieder-

lage seines Volkes erwägen, und so würde er, wenn man ihn nötigen wollte, Politik zu treiben, von des Gedankens Blässe angekränfelt, schwer zum Handeln kommen. Derartige Gedanken erkennen wir z. B. aus dem verlegenen Ton, mit welchem Friedrich der Große Voltaire mittheilt (23. März 1742), wie es um seinen siegreichen Krieg mit Maria Theresia stehe. Mon eher Voltaire, schreibt er, je crains de vous écrire, car je n'ai d'autres nouvelles à vous mander, que d'une espèce dont vous ne vous souciez guère, ou que vous abhorrez. Das war das große Leiden im Leben des Königs, daß er sich mit Politik befassen mußte, während er von Natur ein Philosoph war. Der wahrhaft große Denker wird unter den Menschen immer wie unter einer Herde von Wölfen umhergehen, ohne Lust, mit ihnen zu heulen, ohne Kraft, sie niederzuschlagen, und ohne Hoffnung, sie zu vernünftigen Wesen machen zu können. Er wird froh sein, wenn er, gleich dem vom Gewitter überraschten Wanderer, irgendwo ein schützendes Dach findet, wo er sich unangefochten der Ausbildung seines Geistes widmen und der Menschheit einen Dienst von sicherem Wert für die Zukunft leisten, endlich aber, frei von Ungerechtigkeit und Frevel, heitern Mutes sterben kann. Ihm werden in der Einsamkeit und Verborgenheit Welt und Leben immer heller und klarer werden, je älter er wird.

Der Held der That ist ganz anders beschaffen, und er ist von dem Helden des Gedankens wohl zu unterscheiden. Er ist vor allem mit einer gewissen Fähigkeit ausgestattet, welche man wohl den Sinn für Thatfachen nennen könnte. Wer das Leben eines Peter des Großen, einer Katharina II., eines Napoleon I. oder auch das Leben eines Bismarck studirt, wird durch ein gewisses politisches Hellsehen bei diesen Größen überrascht, welches einen fast übernatürlich zu nennenden Eindruck macht. Während hundert Millionen ihrer Mitmenschen und hunderte von hochgestellten Personen in derselben Welt mit ihnen leben, ist es ihnen vor allen gegeben, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Sie sind Propheten der Gegenwart, indem sie die Zustände und Absichten fremder Länder, Höfe und Armeen trotz des trennenden Raumes so klar erkennen, wie der Prophet die Zukunft trotz der trennenden Zeit. Sie sehen, was andern Leuten unsichtbar ist, und sie berechnen nicht etwa, kalkuliren nicht, abstrahiren nicht, denn zu allen solchen Dingen fehlt im Sturm der Ereignisse schon die Zeit, sondern sie greifen mittelst ihres Sinnes für Thatfachen intuitiv zu. Diese Fähigkeit ist es, welche man bei ihnen Glück nennt. Solch ein Glück war es, welches Napoleon vom Leutnant zum Kaiser machte, inmitten vieler tausende von andern ehrgeizigen Männern. Solch ein Glück ist auch das, durch welches Bismarck alle schlaun und berechnenden Diplomaten in Schrecken setzt und an der Nase führt. Aber noch eine andre Eigenschaft kommt hinzu: die Festigkeit des Charakters. Sie überlegen nicht, ob sie die von ihnen klar erkannten Umstände benutzen sollen, sondern sie benutzen sie mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit welcher die Magnetnadel sich immer nach Norden dreht.

Es ist daher für den objektiven Beobachter, das heißt, für jemand, der keiner Partei angehört, ein höchst ergögliches und zugleich erhabenes Schauspiel, Bismarcks Politik, seinen Kampf mit äußern und innern Feinden zu betrachten. Es ist ein noch schönerer Anblick, als ihn die Dramen Shakespeares gewähren können, denn diese haben nur einen Menschen, jenes die Gottheit selber zum Verfasser, und unser Held steht noch viel folgerichtiger, natürlicher und anschaulicher unter den Personen zweiten Ranges, als die Helden im Drama der Bühne.

Die auf das Leben, auf das Wirken gerichteten Eigenschaften beherrschen das Dasein des Helden der That durchaus und machen ihn in der Hauptsache zum eigentlichen Gegensatz des Gedankenhelden. Als ein Beispiel hierfür möchte ich die Anekdote von dem Freiherrn vom Stein anführen, welche Busch S. 427 des zweiten Bandes erzählt. Dieser große Staatsmann ließ sich durch vieles Neckeln und Scherzen dahin bringen, Goethes Faust zu lesen. Er erhielt das Buch am Vormittage um zehn Uhr, sandte es nachmittags um vier Uhr gelesen zurück und verlangte den zweiten Teil, machte am Abend Konversation darüber und erklärte, der Faust sei ein unanständiges Buch, von dem man in guter Gesellschaft nicht reden dürfte. Dem Reichskanzler, der übrigens mit dem Herrn vom Stein etwa so zu vergleichen ist wie der Löwe mit einer Katze, ist die beständige Thätigkeit ebenso notwendig, wie dem Denker die Ruhe ist. Hat der Sturm nachgelassen, ist das augenblickliche Ziel erreicht, kommt eine Zeit, wie sie dem Philosophen erwünscht und wahrhaft beseligend sein würde, so wird der Reichskanzler vor Unmut und Langeweile krank. Die in ihm thätigen Kräfte finden keinen würdigen Gegenstand mehr, das Gezänk mit den Kleinen in den Kammern ekelt ihn an, er fängt an nachzudenken, und die nun notwendige Vermutung, daß der Gewinn das Spiel nicht wert sei, macht ihn so mißmutig, daß auch der Körper darunter leidet. Er selber denkt, daß sein Leiden von Überarbeitung herrühre, und gewiß hat diese ihr Teil dazu beigetragen, aber ich möchte in aller Bescheidenheit die Vermutung aussprechen, daß ein plötzlich ausgeführter Überfall von seiten Frankreichs und Rußlands — den Gott in Gnaden verhüten möge —, daß wichtige ministerielle Beratungen, die Eile der Botschafter, der Sturm der Depeschen, das Wiehern der Schlachtrosse, der Dampf der von Kolonnen durchpflügten Erde und das Brüllen der Kanonen die Nerven des Helden schneller kuriren würden, als alle Vertreter aller Zweige der medizinischen Wissenschaft mit dem Inhalt aller Apotheken. Es ist aber das Loos aller Helden der That, die nicht etwa früh schon vom Schicksal zu Boden geworfen werden und auf dem Schlachtfelde oder durch Meuchelmord fallen, daß ihnen das Leben und die Welt immer trüber und wirrer erscheinen, je älter sie werden. Sie lernen durch die Erfahrung, was der Philosoph seinerseits intuitiv erkannte: daß die Folgen der menschlichen Handlungen unberechenbar sind und daß das Unternehmen, die Menschen besser

zu machen, über die Macht des Politikers hinausgeht. Einen Staat mächtig machen kann der Politiker wohl, aber dabei leitet ihn doch immer die heimliche Hoffnung, den Menschen eine Wohlthat zu erweisen. Er würde nie zur Machtvergrößerung seines Volkes auch nur den Finger rühren, wenn er nicht voraussetzte, daß dieselbe veredelnd und beglückend wirken müsse. Sieht er aber ein, daß das Glück der Menschen auf einem andern Gebiete liegt, als auf dem der Politik, nämlich auf dem von ihm vernachlässigten und ihm deshalb unbekanntem Gebiete der körperlichen und seelischen Gesundheit, sieht er ein, daß die Politik nur indirekt auf dieses Gebiet einwirken kann, so findet er, daß sein mühevolleres politisches Streben überhaupt nutzlos gewesen sei, und wird des ganzen Treibens überdrüssig. Ich bin der Überzeugung, daß die Gedanken des Kanzlers diesen Weg gegangen sind, und als äußerer Beweis hierfür gilt mir seine Sozialpolitik. Hier ist schon nicht mehr von der Größe, sondern direkt von dem Glück des Volkes die Rede, und es werden Maßregeln getroffen, welche sich in ihrer Wirkung nicht auf Deutschland beschränken, sondern auf die Entwicklung der ganzen zivilisirten Welt von erheblichem Einfluß sein werden. Der Kanzler nähert sich der Wahrheit auf einem Umwege, aber er nähert sich ihr, wie auch schon aus der Abnahme seiner Popularität deutlich zu erkennen ist. Viel Feind', viel Ehr'! Was aber seine jetzigen Zweifel an der Bedeutung seiner Mission betrifft, so möge er bedenken, daß die Gottheit, welche nicht willkürlich und launisch handelt, eine so wundervolle Vereinigung seltener und großer Eigenschaften, wie sie zu einem Helden nötig sind, nicht ohne Zweck und Ziel geordnet hat und sicherlich nicht ohne segensreiche Wirkung lassen wird. Das Bewußtsein, immer selbstlos für eine große Sache, hohen Zielen hingegeben, seine beste Kraft eingesetzt zu haben, wird ihm ein Trost sein bei dem Anblick der menschlichen Erbärmlichkeit, die er nicht zu seiner eignen Hoheit im Handeln oder auch nur zu gerechter Beurteilung einer sie überragenden Persönlichkeit hat erheben können.

Wir aber werden uns, wenn wir Einsicht besitzen, daran erfreuen, daß unsre Nation im Reichskanzler einen jener seltenen Männer hervorgebracht hat, deren Gestalt für Jahrhunderte und Jahrtausende bewundernswert für die Völker dastehen wird, und werden uns damit beschäftigen, die Spuren seines machtvollen Wirkens in unsrer nationalen Entwicklung zu verfolgen und seinen epochemachenden Fußschritten nachzugehen. Er hat einen neuen Geist in das staatliche Leben gebracht, und diesen Geist recht zu erkennen und nicht nur in seiner zwingenden Gewalt über uns ergehen zu lassen, muß jedem Deutschen eine Freude sein. Dazu hat Moritz Busch mit seinem reichen, echten, wahrhaftigen Buche erheblich beigetragen, und wir wollen ihm seine Mühe danken.

Gotha.

August Niemann.